

PREDIGT 4

Omne datum optimum et omne donum perfectum desursum est etc. (Jacobi 1,17)

Referat Claus Henneberg am 18.3.2014

Die PREDIGT 4 ist möglicherweise an einem Sonntag Cantate von Meister Eckhart in Erfurt gehalten worden und scheint auf den ersten Blick leicht verständlich. Sie steht in seiner Übersetzung unter dem schönen Motto „Die allerbeste Gabe und Vollkommenheit kommen von oben herab vom Vater der Lichte“ aus dem Jacobus-Brief. Gleichwohl birgt die Homilie in der Auslegung Meister Eckharts gewaltigen Sprengstoff, wie in der „Bulle Johannes XXII *In agro domenco* (Auf dem Acker des Herrn) ersichtlich, worauf ich von Fall zu Fall zu sprechen komme.

Der Prediger legt das Zitat der Reihe nach in vier Abschnitten aus, von denen der erste mit „Die Art und Weise“ (mhd. *wise*), der zweite mit „Große Gaben“ (mhd. *alle gabe*), der dritte Abschnitt mit „Vater“ und der letzte mit „Oben und Unten“ überschrieben werden könnte.

Was nun hat es mit der „Weise“ im ersten Abschnitt auf sich? Eckhart erklärt: „Die Menschen, die sich Gott überlassen und mit Fleiß nur seinen Willen suchen, was immer Gott einem solchen Menschen gibt, das ist das Beste; sei dessen so gewiss, wie dass Gott lebt, dass es notwendig das Allerbeste sein muss und dass es sonst keine Weise geben könnte, die besser wäre.“ Danach zählt der Prediger auf, was es alles an Leiden, Krankheiten, Entbehrungen und Kümernissen für den Menschen geben kann, aber auch das, „was Gott (...) nicht (über dich) verhängt oder was dir nicht Gott gibt. (...) Sei's, dass du (...) weder Andacht noch Innerlichkeit hast oder was immer du hast oder nicht hast: stelle dich nur recht darauf ein, dass du Gottes Ehre in allen Dingen im Auge hast. (...) Wäre es Gottes Wille nicht, wäre es auch nicht.“

Bemerkenswert ist, dass der Meister also nicht der gotischen Leidensmystik huldigt, sondern auch menschliche Schwachheiten wie fehlende Andacht und Innerlichkeit ins Auge fasst. Er geht sogar so weit, gesellschaftliche Notwendigkeiten und Kleiderfragen in seine Argumentation mit einzubeziehen. Eckhart bejaht somit die Pluralität der einzelnen Lebensweisen. Also gibt es für den Menschen keine allgemeinverbindliche Weise, Gott zu ehren, sondern nur die dem Menschen je eigene Weise der Einung mit Gottes Weise. Der Mensch wird als Individuum verstanden, welches eigenen Wert, Würde und Freiheit hat und zur Ehre Gottes keinen festgelegten Regeln gehorchen muss. Schon das ließ wohl die Ankläger im Häresieprozess gegen Eckhart aufhorchen! Jede bestimmte Weise ist nämlich immer nur Vermittlung des Heils und an das kreaturhafte Selbst des sich selbst verwirklichenden Menschen gebunden. Der Mensch muss vielmehr weiselos werden (mhd. *wise ane wise*), und sich im Wissen, dass es Gottes Wille ist, wie ein Liebender verhalten, der dadurch gefallen will, dass er am liebsten den Willen des Geliebten tut. „Wohlan, nun prüft euch selbst daraufhin, wie es mit eurer Liebe bestellt ist! Liebet ihr Gott, so könnte euch nichts lustvoller sein, als was ihm am allerbesten gefiele und dass sein Wille am allermeisten an uns vollbracht würde.“ Nur die Gelassenheit gegenüber allem, was Gott über den Menschen verhängt oder nicht verhängt, schenkt dem Menschen den vollkommenen Frieden

der Seele.

Wir kommen zum zweiten Abschnitt der PREDIGT, der mit „Große Gaben“ überschrieben sein könnte, und Eckhart erklärt: Gott gibt nichts so gern wie eben diese. Daraus folgt, „dass Gott sogar lieber große Sünden vergibt als kleine. Und je größer sie sind, umso lieber und schneller vergibt er sie; (...) denn seine Natur hängt daran, dass er große Dinge gebe.“

Wir haben die Frage der Vergebung ganz großer Sünden, die wir die „Leichen im Keller“ genannt haben, schon in der REDE 12 behandelt und gesagt, dass diese unerlösten Wiedergänger durch göttliche Reue endlich bestattet werden. Hier - in öffentlicher PREDIGT - musste Eckharts Äußerung den Anklägern übel aufstoßen, wie die Prozessakten beweisen. Dass wir oft gar nicht erkennen, eine wie große Gabe uns Gott durch seine Vergebung zuteilwerden ließ, rührt daher, dass sich die Schuldbefreiung im Seelengrund abspielt, aber du merkst nichts davon, „weil du dort nicht daheim bist.“ Im Innersten der Seele leben nämlich recht eigentlich die besten und höchsten Dinge, und „je edler die Dinge sind, um so umfassender und allgemeiner sind sie. Die Liebe ist edel, weil sie umfassend ist.“

Mit dieser Aussage ist der Prediger nach einem kleinen Umweg bei Mark.12,31 bzw. Matth.22,39 angelangt, wo Jesus spricht: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Wir bemerken, dass Eckhart das vornehmste und größte Gebot, nämlich Gott zu lieben, (Mark.12,30 bzw. Matth.22,37) vom Menschen her gesehen angeht, was ein bezeichnendes Licht auf den Interpreten wirft. Er erklärt dazu: „Grobsinnige Leute sagen gemeinhin, es sei so gemeint: man solle sie (die Mitchristen) im Hinblick auf das gleiche Gute lieben, um dessentwillen man sich selbst liebt. Nein, dem ist nicht so. Man soll sie ebensosehr lieben wie sich selbst, und das ist nicht schwer. (Denn) Wollt ihrs recht bedenken, so ist Liebe mehr Belohnung als ein Gebot.“ Warum das so ist, erläutert der Meister ausführlich in seinem lateinischen „Johanneskommentar“, wo es heißt: „Wer Gottes Sohn werden will, wer will, dass das Fleisch gewordene Wort in ihm wohne, muss den Nächsten lieben wie sich selbst (...) und muss das Persönliche und Eigene verleugnen“ (lat. *abnegare personale, abnegare proprium*).

Wir stoßen hier erneut auf das Stichwort *Gottesgeburt* im Seelengrund, die nur geschehen kann, wenn sich der Mensch mit Gott geeint hat, indem er die Differenz und Abgrenzung gegenüber dem Einen aufgegeben hat. Dann vermag der Mensch den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Solche Liebe ist ohne Warum (mhd. *sunder warumbe*), „da sie aus der Selbstmitteilung Gottes unmittelbar erwächst und sich aus der Gegenwart Gottes in der Kreatur entfaltet“ (Niklaus Largier). Wie könnte die Liebe zum Mitmenschen einem dann schwer fallen? Denn: „Wer Gott liebt, wie er ihn lieben soll und auch lieben muss, ob er wolle oder nicht, und wie ihn alle Kreaturen lieben, der muss seinen Mitmenschen lieben wie sich selbst und sich seiner Freuden freuen wie seiner eigenen Freuden und den Fremden (so lieben) wie den Angehörigen.“ Wir verstehen jetzt, warum Eckhart das Doppelgebot Jesu zunächst verkürzt auf die Nächstenliebe (Matth.22,39) wiedergibt.

Mit Gott als Mittel, „wenn immer du das Deine suchst“, findet der Mensch freilich weder Gott (noch den Mitmenschen, fügen wir hinzu), denn das wäre gerade so, „wie wenn du aus Gott eine Kerze machtest, auf dass man etwas damit suche; und wenn man die Dinge findet, die

man sucht, so wirft man die Kerze hinweg. Ganz so tust du: Was immer du mit Gott suchst, das ist *nichts*, was es auch sei, sei's Nutzen oder Lohn oder Innerlichkeit oder was es auch sei; du suchst ein *Nichts*, darum findest du auch ein *Nichts*. Dass du ein *Nichts* findest, das ist dadurch verursacht, dass du ein *Nichts* suchst. Alle Kreaturen sind ein reines *Nichts*.“

Wir wundern uns nicht, dass eben diese Aussage Eckharts in Artikel 26 der päpstlichen Bulle als ketzerisch verurteilt wurde. Der Angeklagte verwahrt sich energisch dagegen und kontert: „Dies ist eine reine, demütige und nützliche Wahrheit, die der Sittlichkeit, der Weltverachtung und der Gottesliebe dient. Das Gegenteil zu behaupten ist ein Irrtum und die Verteidigung dieser Behauptung zweifellos eine gefährliche Häresie. Deshalb wird Joh.1,3 hervorgehoben: 'Alles ist durch Ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts'“ (Prozessakten II n.111). Dem berechtigten Einwand, dass aber die Kreaturen, als von Gott geschaffen, ja doch *da sind*, begegnet Eckhart mit der Feststellung, dass „ihr Sein an der Gegenwart Gottes hängt. Kehrete sich Gott nur einen Augenblick von allen Kreaturen ab, so würden sie zunichte.“ Es ist also gleichsam so, wie wenn sich Gott mit seinem Sein unter die nichtigen Dinge stellte und sie ins Sein höbe und darin erhielte. Das Sein der Kreaturen, das insofern (lat.*inquantum*) am Sein und anderen Erstbestimmungen (Prädikamenten) Gottes teilhat, ist demnach nicht *univok* (einnamig), auch nicht *aequivok* (nur gleichnamig), sondern *analog* (entschieden ähnlich) zum Sein des Schöpfers. „Die Seele jedoch macht er sich so gleich und so ebenbildlich, auf dass er sich der Seele geben könnte; denn was er ihr sonst gäbe, das achtete sie für nichts. Gott muss mir sich selbst so zu eigen geben, wie er sich selbst gehört. (...) Wer ihn so ganz empfangen soll, der muss sich selbst ganz aufgeben und sich seiner selbst ganz entäußert haben.“

Der dritte Abschnitt der PREDIGT behandelt den Begriff Vater. „Bei dem Wort Vater denkt man an Sohnschaft“, erklärt Eckhart, „und das Wort Vater besagt ein lauterer Gebären und ist gleichbedeutend mit: ein Leben aller Dinge. Der Vater gebiert seinen Sohn im ewigen Erkennen, und ganz so gebiert der Vater seinen Sohn in der Seele wie in seiner eigenen Natur, und er gebiert ihn der Seele zu eigen, und sein Sein hängt daran, dass er in der Seele seinen Sohn gebäre, es sei ihm lieb oder leid.“ Hier stoßen wir wiederum auf eine in den Artikeln 20,21,22 der Päpstlichen Bulle inkriminierte Aussage, die mit Eckharts These von der Gottesgeburt im Seelengrund des Menschen zusammenhängt. Zu beachten ist, dass die immerwährende Geburt des Sohnes im lustvoll gebärenden Gott mit der Geburt des Sohnes in der empfänglichen Seele des Menschen im ewigen *NUN* ein interaktives Ereignis ist, wobei das eine nicht ohne das andere sein kann, ja es ist nach Gottes Willen gewissermaßen das selbe. „Darum sind wir hierin Sohn und sind derselbe Sohn.“

Wir kommen zum Schluss der Homilie, den wir mit „Oben und Unten“ überschrieben haben. Es findet sich in diesem Abschnitt die mich persönlich besonders berührende Stelle, wenn der Meister in aller Deutlichkeit sagt: „Wer nicht völlig unten ist, dem wird auch nichts zuteil, und er empfängt auch nichts, wie geringfügig es auch immer nur sein möge. Hast du es irgendwie auf dich oder auf irgend etwas oder irgendwen abgesehen, so bist du nicht unten und empfängst auch nichts; bist du aber völlig unten, so empfängst du auch völlig und vollkommen.“

Wir können das auf doppelte Weise verstehen: Völlig unten sein kann in unserem Leben

bedeuten, dass man überhaupt nicht mehr weiter weiß, weil man sich für nichtswürdig hält und in jeder Hinsicht versagt zu haben glaubt, - *und* sich dann - im Sinne Eckharts - „in rechter Demut“ unter Gottes Willen beugt, damit der eigene gelassene Wille von seinem liebenden Willen überformt wird. Mein Wille ist dann sein Wille und umgekehrt. Denn „Gottes Sein hängt daran, dass er uns gebe, wenn wir unten sind. Sind wir's nicht und empfangen wir nichts, so tun wir ihm Gewalt an und töten ihn. Können wir's nicht an ihm selbst tun, so tun wir's doch an uns und soweit es uns betrifft.“ Wir verhindern dann die Gottesgeburt in unserer nicht empfängnisbereiten Seele und - so möchte ich um des Einheitsgedankens willen ergänzen - auch das göttliche Gebären. Dazu sagt Eckhart: „Gott sandte seinen Sohn in der Fülle der Zeit (Gal.4,4a): - zu der Seele, wenn sie über alle Zeit hinausgeschritten ist. Wenn die Seele der Zeit und des Raumes ledig ist, so sendet der Vater seinen Sohn in die Seele. Nun, dies bedeutet das Wort: Die allerbeste Gabe und Vollkommenheit kommen von oben herab vom Vater der Lichte.“ Freilich erreicht uns diese große Gabe nicht, wenn wir nicht demütig unten sind, um sie von oben zu empfangen. „Dazu helfe uns der Vater der Lichte. Amen.“

(Stichwort: *Demut*)